

A N D R E A S
H A U F F E

Im
Dunkeln
sieht man
anders

Thienemann Verlag

Lea sitzt in der Falle. Weit weg von zu Hause. Ohne Licht. Ohne Hoffnung. Sie ist auf sich allein gestellt. Niemand kann ihr helfen. Niemand weiß von ihrer Not. Im Labyrinth eines riesigen Kellergewölbes ist sie gefangen. Draußen, über dem ehemaligen Kloster, tobt ein Gewitter. Es ist sinnlos, um Hilfe zu rufen. Oben würde sie niemand hören und hier unten würde sie sich verraten. Nicht auszudenken, was dann geschieht. Denn wenn sie sich nicht täuscht, ist sie nicht allein hier unten. Wenn sie sich nicht täuscht, hat sie jemand verfolgt und lauert ihr nun auf. Wenn sie sich nicht täuscht, hat man sie reingelegt, die Tür verschlossen und das Licht ausgeschaltet. Sie hofft so sehr, dass sie sich täuscht.

Sie sieht die Hand vor Augen nicht. Ihr Widersacher ist im Vorteil. Wahrscheinlich kennt er sich hier unten aus. Vielleicht kann er sogar etwas sehen. Wenn er ein Nachtsichtgerät hat, wie sie es aus dem Fernsehen kennt, kann er das. Sie nicht. Deshalb kauert sie sich auf den Lehm Boden, verhält sich still und achtet auf Geräusche. Noch hat er sie nicht entdeckt. Deshalb hat er eben gerufen. Ein Trick. Damit sie sich ihm verrät, hat er gerufen. Die pure Hinterlist. Aber darauf fällt sie nicht herein. Vorsichtig tastet sie den Lehm Boden nach einer Waffe ab. Etwas, womit sie zur Not zuschlagen kann, wäre gut. Eine Schaufel, eine Eisenstange oder eine Holzlatte, aber da ist nichts. Gar nichts.

Die hoffnungslose Lage scheint ihr den Brustkorb zuzuschnüren. Um sich nicht zu verraten, wagt sie kaum zu atmen. Sie denkt an Papa und an Jörg zu Hause und an ihre

Klassenkameraden, die ahnungslos oben auf ihren Pritschen liegen. Sie wird sie vielleicht nie wiedersehen. Was wird sie hier erwarten? Sie hat Angst. Unsägliche Angst vor dem, was vor ihr liegt. Die Ungewissheit lähmt sie.

Könnte sie doch nur die Zeit zurückdrehen. Dann würde sie die Entscheidung, hier herunterzugehen, rückgängig machen. Aber das ist unmöglich. Nichts ahnend hat sie sich in diese unvorhersehbare Gefahr begeben. Was soll sie nur tun? Was?

Kaum vorstellbar, dass die Welt vor elf Stunden noch komplett in Ordnung war.



ERSTER TEIL

11 Stunden früher

Aufwachen ist etwas Schönes. Der Duft des Morgens. Vogelgezwitscher. Ein neuer Tag. Es ist wie neu auf die Welt kommen.

Lea hält die Augen geschlossen und genießt die Vorfreude auf das Licht. Sie liebt diese wohlige Übergangsphase vom Schlaf in den Wachzustand. Es ist, als würde sie schweben. Aus dem Dunkel hinein ins Licht. Ohne die Augen zu öffnen, weiß sie, dass die Sonne das Zimmer bis in den letzten Winkel erhellt, denn durch die Augenlider schimmert ein warmes Rot. Der Himmel ist vermutlich strahlend blau mit einigen kleinen Wölkchen, die wie zufällig hingestreut wirken und allmählich in der Morgensonne verdunsten.

Um die Müdigkeit zu vertreiben, streckt sich Lea. Sie genießt die schwere abgestandene Wärme der Nacht, die weiche Decke auf der nackten Haut. Nackt fühlt sie sich am wohlsten. Solange es die Temperaturen zulassen, bleibt der Schlafanzug im Schrank. Manchmal stellt sie sich vor, sie steht ganz allein mit ausgebreiteten Armen in der Wüste und lässt ihren nackten Körper vom heißen Wind strei-

cheln. Das muss ein tolles Gefühl sein. Irgendwann wird sie das tun. Vielleicht klappt es zwischen dem Abitur und dem Beginn des Studiums mit einer Reise in den Wüstenwind. Oder nach Norwegen. Dorthin, wo man die Polarlichter sehen kann und wo es im Sommer nie dunkel wird. Ja, vielleicht klappt es eines Tages.

Jetzt, Anfang September, ist es nachts manchmal schon etwas kühl. Schon bald wird man den Herbst riechen können. Dann wird sie nicht mehr ohne Schlafanzug auskommen. Lea schläft nie bei geschlossenem Fenster. Niemals. Auch im Winter nicht. Wenigstens einen Spalt breit muss es geöffnet sein. Das ist wichtig. Damit die Seele hinaus kann. Ihr gefällt der Gedanke, dass sich die Seelen nachts auf den Weg machen, auf Wanderschaft gehen und, während die Menschen schlafen, wie verspielte Hunde durchs All streunen. Sie toben sich aus, amüsieren sich und kehren kurz vorm Aufwachen zurück. Deshalb ist es am besten, die Nacht im Freien zu verbringen. In lauen Nächten tut Lea das oft. Dann zieht sie mit ihrem Schlafsack auf die Terrasse und spannt ein Moskitonetz über die Gartenliege.

Wenn die Seelen wegen geschlossener Fenster nicht hinaus können, sind sie schlecht drauf. Dann schläft man unruhig, hat Alpträume und wälzt sich im Bett herum. Am Morgen fühlt man sich unausgeruht, unzufrieden und verspannt.

Schlaftrunken stellt Lea fest, dass sich ein Schatten auf ihr Gemüt legt. Irgendetwas fühlt sich nicht richtig an. Wieso liegt sie hier in ihrem Bett? Die Nacht vor der Klassenfahrt

wollte sie doch bei Jörg verbringen? Ach ja, der gestrige Abend. Es hatte Streit gegeben.

Jörg hatte sehr geheimnisvoll getan und darauf bestanden, sie zum Essen auszuführen. Schließlich würden sie sich fast eine Woche lang nicht sehen. Eine Ewigkeit.

»Ich leihe mir den Wagen meines Vaters und hole dich um sieben ab«, sagte er. »Wir fahren nach Köln.«

»Wieso nach Köln?«

»Du wirst schon sehen.« Nach kurzem Überlegen fügte er hinzu: »Falls man das so sagen kann.«

Am späten Nachmittag nahm Lea ein Bad, cremte sich ein und schminkte sich so sorgfältig, wie sie es nur zu besonderen Anlässen tat. Heute war so ein Anlass. Sie würden in einem netten Restaurant essen, wahrscheinlich hatte Jörg einen Italiener ausgesucht, anschließend würden sie zu ihm gehen und es sich bei Kerzenschein, leiser Musik und einer Flasche Wein oder Prosecco gemütlich machen.

Doch es kam anders. Punkt sieben stand Jörg mit dem Jaguar seines Vaters vor der Tür. Während Lea sich anzog, hörte sie Papa und Jörg im Flur herumalbern. Obwohl ihr bewusst war, dass die italienische Küche und helle Kleidung natürliche Feinde waren, hatte sie sich, wie meistens, ganz in Weiß gekleidet. Lediglich ein dunkelroter Gürtel, ein Halstuch und ein Ohring im gleichen Ton dienten als Blickfang. Sie liebte es, wenn das Licht reflektiert wurde, und helle Kleidung unterstrich ihren fast südländischen Teint.

Lea schluckte die Enttäuschung hinunter, als sie Jörg in grauem T-Shirt, Turnschuhen und seiner alten Jeans im Flur stehen sah. Das sah eher nach einem Imbissbudenbesuch aus. Doch er strahlte über das ganze Gesicht und freute sich auf den gemeinsamen Abend und natürlich die Nacht. Er hielt ihr die Beifahrertür auf und setzte sich dann hinter das Steuer. Der große Wagen schien ihn zu verschlucken. Jörg wirkte darin irgendwie verloren, wie ein Kinderfuß in einem viel zu großen Erwachsenenschuh. Wir hätten seinen Fiat nehmen sollen, dachte Lea.

Jörg drehte die Musik voll auf und fuhr viel zu schnell. Statt der erlaubten 100 km/h raste er mit der doppelten Geschwindigkeit auf der linken Spur der A 555 an den anderen vorbei. Dieses Auto war einfach nicht für einen Neunzehnjährigen gemacht. Es war zu kräftig für ihn. Das spürte Lea. Weil sie fürchtete, er könne die Kontrolle verlieren, stellte sie die Musik ab und forderte Jörg auf, langsamer zu fahren.

»Aber warum denn? Ich hab alles im Griff. Die Karre liegt eins a auf der Straße.«

»Fahr bitte langsamer.«

»Lea, der Wagen ist extra für solche Geschwindigkeiten gebaut. Da ist sogar noch mehr drin. Pass mal auf.«

»Entweder du fährst langsamer oder du kannst mich in Köln direkt am Bahnhof rauslassen.«

Leas Ton war unmissverständlich. Sie meinte es ernst. Beleidigt nahm Jörg den Fuß vom Gas. Die Stimmung war im Keller. Das war ihr egal. Lieber einen schlecht gelaunten

Freund und lebendig als umgekehrt, dachte sie. Als Beifahrerin war sie ausgeliefert, da konnte sie nicht viel tun. Aber an der Stimmung konnte sie sehr wohl etwas ändern.

»Danke«, sagte sie lächelnd und streichelte kurz seinen Arm. Dieses Lächeln funktionierte fast immer. Auch jetzt. Sofort hellte sich die Stimmung etwas auf, und als sie den Wagen abgestellt hatten, war sie schon fast heiter. Spätestens im Restaurant würde sie wieder ganz auf der Höhe sein.

»Da wären wir«, sagte Jörg wenig später. Er blieb in einer Seitenstraße mit Kopfsteinpflaster stehen und deutete auf die andere Straßenseite. Da war ein Lokal mit zwei Markisen, auf denen Schriftzüge prangten. Auf einer stand in gelber Schrift auf schwarzem Grund *unsicht-Bar*, auf der anderen, in schwarzer Schrift auf gelbem Grund, *Dunkelrestaurant*. Lea sah Jörg fragend an. Dunkelrestaurant klang gar nicht gut. Was hatte das zu bedeuten?

»Du dachtest, wir gehen zum Italiener, stimmt's? Vergiss es. Das hier ist was ganz Besonderes. Du wirst begeistert sein. Die haben Spitzenköche und richtige Menüs. Unter zweieinhalb Stunden geht man hier nicht raus – mindestens«, sagte Jörg euphorisch. »Komm!« Er nahm Lea bei der Hand, aber die rührte sich nicht von der Stelle.

»Was bedeutet Dunkelrestaurant?«, wollte sie wissen.

»Na, dass es dunkel ist in dem Restaurant.«

»Wie dunkel?«

»Komplett. Hundert Prozent. Du siehst die Hand vor Augen nicht«, strahlte Jörg. »Das ist ja das Besondere. Da drin sind alle unsichtbar.«

Lea sah ihn ungläubig an. Das konnte nicht sein Ernst sein. War es aber. »Die Kellner sind alle blind oder stark sehbehindert«, klärte er sie auf. »Sie kommen im Dunkeln bestens zurecht. Wir bekommen unseren ganz persönlichen Kellner, der uns an den Tisch führt und jederzeit ansprechbar ist.«

»Wozu soll das gut sein?«, fragte Lea leicht gereizt.

»Das kann ich dir erklären: Wenn du nichts siehst, werden alle anderen Sinne total sensibilisiert. Das heißt, du fühlst auch viel intensiver als normalerweise. Das ist voll geil. Besonders wenn man sich da drin anfasst und die anderen kriegen das nicht mit«, grinste er. »Ist doch voll spannend. Eine tolle Überraschung, oder? Ich hab einen Tisch reserviert und es gibt ein Vier-Gänge-Menü mit allem Drum und Dran. Was sagst du?«

»Ohne mich«, sagte Lea. Darüber brauchte sie keine Sekunde lang nachzudenken.

»Was?«

»Ich geh da nicht rein, Jörg.« Allein bei dem Gedanken, einen komplett abgedunkelten Raum zu betreten, in dem sich zu allem Überfluss auch noch fremde Menschen befanden, spürte Lea einen unangenehmen Druck in der Magen-gend. Mit einem Schlag verging ihr jeglicher Appetit.

»Ach komm, stell dich nicht so an. Das ist unser letzter Abend.«

»Eben!«

Jörg wurde unruhig. »Aber ich will dir doch eine Freude machen.«

»Was? Du willst dir eine Freude machen! Ich soll da drin doch nur an dir rumfummeln, so sieht es aus.«

»Nicht nur«, erwiderte Jörg grinsend. Er schien sie nicht ernst zu nehmen.

»Wenn du mir eine Freude machen willst, dann gehen wir jetzt zu einem Italiener. Mit glitzernden Kronleuchtern an der Decke und strahlenden Lampen an den Wänden und leuchtenden Kerzen auf den Tischen.«

»Aber, das geht nicht, ich will doch ...«

»Nicht gesehen werden«, unterbrach Lea ihn. »Kann ich verstehen. So wie du angezogen bist, ist ein Dunkelrestaurant in der Tat das Beste.« So, die Spitze war sie losgeworden. »Aber ich gehe da auf gar keinen Fall rein. Du weißt genau, dass ich Dunkelheit nicht ausstehen kann. Da drin werde ich panisch. Mensch, Jörg, das weißt du doch.«

»Ja klar, aber ich denke, das hier ist etwas ganz anderes«, versuchte Jörg sie zu beschwichtigen. »Ich bin ja bei dir und die anderen Gäste sind auch noch da. Mit dem Vorteil, dass man die dummen Gesichter nicht sehen muss«, witzelte er, um die angespannte Situation etwas zu lockern. »Und die Kellner sind immer ansprechbar. Es kann also gar nichts schiefgehen. Vielleicht ist das sogar gut für dich.«

»Wie meinst du das?«

»Hinterher wirst du vielleicht nie wieder Angst im Dunkeln haben. Kann doch sein. Na, komm schon.«

»Nein!« Lea war empört. Unsinn, sie wurde richtig wütend. Wollte Jörg sie etwa therapieren? Obwohl er genau wusste, dass sie Dunkelheit nicht ertrug, wollte er ihr so et-

was zumuten. Etliche Male hatten sie schon bei ihm übernachtet. Immer mit geöffnetem Fenster und einem Nachtlcht, damit sie sich zurecht fand, falls sie nachts aufwachte. Und jetzt glaubte er tatsächlich, sie würde einen komplett dunklen Raum betreten und darin etwas zu sich nehmen, das sie nicht sehen konnte, von Tellern essen und aus Gläsern trinken, von denen sie nicht einmal wusste, ob sie sauber waren? Niemals. Allein bei dem Gedanken stieg Übelkeit in ihr hoch.

Doch Jörg ließ nicht locker. Er bettelte, flehte und redete auf sie ein. Als er feststellte, dass alles nichts half und Lea nicht zu überzeugen war, begann er, ihr Vorwürfe zu machen. Gestikulierend lief er auf der Straße auf und ab und ließ einen Redeschwall auf sie niederprasseln. Zunächst in angemessener Lautstärke. Doch er schien sich in seiner Rolle als Ankläger so sehr zu gefallen, dass er sich immer weiter hineinsteigerte und ständig lauter wurde. Am Ende schrie er sie, ungeachtet der Passanten, sogar an.

»Es reicht«, sagte Lea schließlich bestimmt, »fahr mich nach Hause.«

»Das würde ich mir an deiner Stelle genau überlegen«, zischte Jörg. »Wenn ich dich jetzt nach Hause fahre, ist es das letzte Mal.«

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es sage.«

»Wenn du glaubst, ich lasse mich erpressen, hast du dich geschnitten. Mit solchen Spielchen bist du bei mir an der ganz falschen Adresse.«

Mit versteinertem Gesicht lenkte Jörg den Wagen durch die Stadt. Auf der Autobahn trat er das Gaspedal durch und holte das Letzte aus dem Wagen heraus.

Lea schwieg.

Jetzt blinzelt sie und öffnet, um nicht geblendet zu werden, vorsichtig die Augen. Sie hatte richtig vermutet, der Himmel ist strahlend blau. Sogar ganz ohne Wölkchen. Zu schön, um sich zu ärgern. Sie schaltet das Nachtlicht aus und versucht, nicht an Jörg zu denken. Die Digitalanzeige des Radioweckers zeigt 08:27. Spätestens um zehn Uhr muss sie am Treffpunkt vor der Schule sein.